

„Die Spiritistenführung“

— oder —
Die Frau Mehgermeister Hapfel ihren seligen Balzer zitiert hat.

Der Rentier und Hausbesitzer Bempelmaier hat beaglich in seinem Leinwand- und blies den Rauch seiner Pfeife in kleinen Wölchen vor sich hin. Mit höchst zufriedener Miene schob er das Hauskloppchen aufs linke Ohr und legte dann einen großen Bogen Schreibpapier auf den Tisch. Sein Blick hatte dabei wohlgefällig auf den etwas ungelenteten Ziffern, mit welchem das Papier beschriftet war.

„Na, das geht fünfshundert Mark Krieg ich mehr heraus,“ schmunzelte er jetzt und klopfte sich mit der ringel-schmiedten Hand auf sein Bäuchlein. „Fünfhundert Mark! Erster Stod 250 Mark mehr, zweiter Stod 150 Mark, dritter 10 Mark. Es stimmt! Oh, nur der Kerl, der Schneider im vierten Stod hat mir da ein Strich durch mein Rechnung gemacht.“ Zieht der mir morgue aus! No, meinetwegen, mir thut's nit leid, wege so ein unverschämte Mensch! Verlangt der, ich soll em die Küch streiche und des gute Zimmer tadeln lassen, er thut jetzt doch schon vier Jahr hier wohne un es war doch nit gemacht worde! He, so e Frechheit, des zu verlanget! Sein Vorgänger hat doch acht Jahr da gewohnt und nit is gemacht worde! Behaupt so ein Schneider, er könnt niemand mehr in sei' Gutstuf führen, die Tapet thut bampeln! Ei, brauchst denn so e Mensch auch e Gutstuf, grad wie unfer Eimer? Ja, wosne wolte sie all wie die Firsche, aber mache lasse wollen sie nit, da defor ist der Hausherr da! Proßt die Mahlzelt, da kennt ihr den Bempelmaier schlecht! Und das sag ich mir heute Abend ein für allemal, es wohnt mer keiner mehr vier Jahre am Haus, daß er mir bernach mit' Anschlag' komme kann. Abfolut nit!“

Der Ton einer Klingel unterbrach jetzt Bempelmaiers beschauliches Selbstgespräch. Der dicke Rentier warf einen Blick auf den Regulator, „Da kömmt des Minche schon heim,“ meint er erkaunt und erhob sich. „Gud der emal da, es ist halb zeh!“ Was em beim Steigern doch die Zeit vergeht.

Er öffnete die Vorplathür und herein trat Minche, Bempelmaiers einzige Tochter, die alleinige Erbin der fetten Groschen ihres Vaters.

Nur schade, daß Bempelmaier seiner Tochter kein Plakat um den Hals hängen konnte, welches in großen Buchstaben sie als die dermaleinstige Wersigerin von 75,000 Mark und einem großen Hause gekennzeichnet hätte; denn Minchen war schon über die erste Blüthe hinaus und es war die höchste Zeit, daß ein Schwiegersohn in Sicht kam.

Da nun Fräulein Bempelmaiers Zeit nicht durch einen Bräutigam in Anspruch genommen war, so konnte sie ihr ganzes Herz ungetheilt ihren Jungfrauen- und Theevereinen widmen; seit letzterer Zeit aber gehörte sie mit Leib und Seele einem Damenklub an, der sich spiritistische Forschungen und Sitzungen zur Aufgabe gemacht hatte.

„No, kömmt de von Deinem Spiritusverein?“ fragte Bempelmaier gähmend seine Tochter. „Von unserem Spiritisten-Verein, Papa,“ verbesserte Minchen und fügte dann mit leuchtendem Auge hinzu, in dem sie ihre Handfläche auszog: „D, heute Abend war es großartig! Dente Dir, es hat eine Dame unferer Sitzung beigewohnt, welche mit der Geisteswelt in Berührung steht, und welche uns erklärt, wie man mit Verstorbenen sich in Verbindung setzen kann!“

Bempelmaier schnitt eine unbehagliche Grimasse, wie er das immer that, wenn er schlechten Alptraum trank oder wenn vom Tode und Verstorbenen die Rede war.

„Höre auf mit dem Zeug!“ wehrte er ab. „So lange ihr in eurem Verein Tischreden und dergleichen machi, hab' ich nit bagegen, aber den Kram mit dem Tode laßt mer ewed! Nebri-gens des is ja unfinn, wer tobt is, is tobt und kommt nit wieder.“

„Du irrst, Papa,“ lächelte Minchen überlegen. „Einem guten Medium gelingt es, jeden gewöhnlichen Geist zu zitiern. Lies nur einmal in unferer Zeitung für Spiritismus. Uebrigens wollen sich die Damen morgen Abend bei mir einfinden, um eine Sitzung in geschlossener Gesellschaft abzuhalten. Wir wollen den Versuch machen, ob es uns ebenfalls möglich ist, sich mit Verstorbenen zu unterhalten und kannst Du ja einmal unserem Kränzchen beiwohnen, Papa. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich den Salon für morgen Abend herrichte?“

Jetzt aber fuhr Bempelmaier empört vom Stuhle auf. „Was, in meiner Gutstuf wollt ihr euch mit Töbte unterhalten?“ sagte er voller Entrüstung. „Nein, mein lieb Herzche, des giebt's nit, die Spuze hören ut! Des war mer noch schöner, e Töbtebeschwörung in meiner Gutstuf! Ei, euch soll ja! Gleich geht mer mal' en Cognat, mir wold's ganz miserabel schon bei dem bloße Gebante! Jetzt reb' mir dein Wort mehr von dene Sache, verstande!“

Minchen ließ die Unterlippe hängen. „Aber die Fräulein Helene von Amtsrückers wollte doch auch kommen, sie hat mir's versprochen.“

Jetzt hatte Minchen ihren Vater von der schwachen Seite gepackt, denn es that ihm insgeheim gut, daß seine Tochter solch seine Bekanntsinnen auf-

zuweisen hatte; daß der „Lobentram“ in seiner eigenen Stube stattfinden sollte, dazu konnte er sich freilich nicht vorstellen, als aber seine Tochter den Vorschlag machte, die Sitzung in der morgen frei werdenden Wohnung im vierten Stod abzuhalten, da hatte er nichts mehr einzuwenden und versprach, einen Tisch und Stühle heraufbringen zu lassen. Nur hielt er sich aus, daß man ihm von der ganzen Geschichte nichts merken lasse, denn so was ginge ihm einmal gegen seine Natur.

Der 1. Juli war gekommen und unterschied sich von anderen Tagen dadurch, daß überall Möbelwagen polternd durch die Straßen fuhren, während an den Fenstern eine kritische Nachbarschaft stand, die mit prüfenden und musternem Blicke die Möbel und Einrichtungen der aus- und einziehenden Hausgenossen Revue passiren ließ. Auch in Bempelmaiers Haus ging es heute Trepp auf, Trepp ab, denn der Schneidermeister Spinnerich zog in das Haus gegenüber, woselbst seiner Versicherung nach alles ganz anders imstande war, und zwei kräftige Dienstmagd waren eifrig beschäftigt, Spinnerichs Hauskram in dieses „bessere Jenseits“ hinüber zu befördern.

Auch Spinnerichs Vetter, der Dienstmagd Balzer, hatte in schönem, verwandtschaftlichem Empfinden für heute seine Hülfle zugesagt; ein Versprechen, welches aber den Schneider branlakt hatte, zu seiner Frau die ungläubige Bemerkung zu machen: „Geh, wenn der Balzer morgen noch weis, was er heute versprochen hat, so laß ich mich freuet! Der ist ja immer im Thran.“

Glücklicherweise meldete sich am heutigen Tage niemand, der Spinnerich beim Wort nahm und sich die undankbare Aufgabe stellte, dessen magere Beine anzufassen — denn Vetter Balzer erkrankte wirklich und leidet in einem nichts weniger denn nüchternem Zustande.

Die Folgen seiner Hilfsbereitschaft zeigten sich bald, denn binnen 5 Minuten waren zwei Blumenrischen heruntergeworfen, ein Stuhlbein abgebrochen und dem armen Spinnerich mit einer Bettlade drei Pöbne eingehoben worden. Nachdem Vetter Balzer noch zum größten Ergötzen der Kinder mit dem Regulator drei Treppen hinab gefordert war, gab ihm der von dem Fall bedeutend weniger entzückte Hausvater in deutlichen Worten zu verstehen, daß man auf seine fernere Mitwirkung gerne verzichte und es das Beste wäre, wenn Balzer machte, daß er schleunigst hier aus dem Wege komme.

„Auch recht!“ brummte der Vetter gleichmüthig und begab sich in eine benachbarte Restauration, wo er mit verschiedenen Schnäpsen und Schoppen sich von der Arbeit und der Aufschpartie erholte.

Nach einer guten Stunde verließ er wieder das gastliche Wirthshaus und schritt in keineswegs ganz gerader Linie die Straße entlang. Ein Möbelwagen, welcher an ihm vorbeifuhr, veranlaßte ihn plötzlich, sinnend stehen zu bleiben. Eine unklare Erinnerung tauchte in ihm auf, daß sein Vetter Spinnerich heute beim Ilmgau fei und er noch gar wenig gekostet habe. Mit dem festen Vorsatz, das Veräumte nachzuholen, feuerte er daher wieder auf die nahe Wohnung seines Veters und so stieg nicht ohne große Schwierigkeit die Treppen hinauf, sich fleißig des Geländers bedienend.

Im vierten Stode angekommen, fand Balzer die Vorplathüre offenstehend. Aber als er wüchtig durch die Stuben tappte, sah er dieselben leer und ausgeräumt, kein Mensch war mehr zugegen. Spinnerich war bereits umgezogen. „Auch gut!“ brummte der Vetter wieder, als er sah, daß für seinen Tabaktrank nichts mehr zu besorgen übrig geblieben war, und wollte gerade unflüchtigen Schrittes die Wohnung verlassen, als er plötzlich wie gebannt stehen blieb, während ein freudiges Erstaunen sich in seinem Gesicht malte.

Dort in einer Ecke des Zimmers war in der Mauer ein ziemlich tiefer Wandhschrank eingelassen, dessen Tapetenbüchle offenkundig, so daß sich den froh überraschten Blicke Balzers in der Schrankenecke eine Cognacflasche in ihrem ganzen verlockenden Reize zeigen konnte. Spinnerich hatte die Flasche vergessen, aber Gott sei Dant, der Vetter hatte für so etwas eine feine Nase und er nahm sich sogleich liebevoll der Verlassenheit an.

„Hm, das riecht gut,“ meinte er sachverständig, und gleich darauf setzte er schmunzelnd hinzu: „Und schmedt vorzüglich! Na, das wäre schab gewese, wenn so en Troppe umgelomme wärd! Gut, daß ich en noch entdeckt hab!“ Es dauerte keine Minute, so daß Vetter Balzer, eifrig mit der „Entdeckung“ beschäftigt, vorn auf der Leiste des Wandhschranks einfließ; nach einigen weiteren Minuten getrieh er auf seinem schmalen Sitze bebend ins Wanken und endlich versank er, die geleerte Flasche innig ans Herz pressend — lautlos in die Tiefe des Wandhschranks. Ein paar große, nägelgeschlagene Stiefelsohlen, welche noch einen Augenblick in der Luft herumstumpelten, waren das Letzte, was man von ihm sehen konnte. Bald darauf durchschritt Rentier Bempelmaier prüfend die leeren Zimmer, ärger-

sich über Fleden an den Tapeten und über die vertragenen Dielen, dann brückte er die Hüfte des Wandhschranks bei und stieg, mit der biden goldenen Uherleite spielend, gemessenen Schrittes in seine Parterrewohnung hinunter.

Am Abend des selbigen Tages brannte in einer der Stuben im vierten Stod des Bempelmaier'schen Hauses eine Lampe mit gedämpftem Scheine. Ein wunderbares tiefes Schweigen herrschte in dem geräumigen Zimmer, trotzdem eine größere Damengesellschaft sich hier zu einer spiritistischen Sitzung zusammengefunden hatte. Das war ja leider das Unangenehme bei diesen Sitzungen, daß dieselben feierliche Stille verlangten, und so waren auch heute eine Anzahl mehr oder weniger rosigter Lippen zu ungewohnter Unthätigkeit verurtheilt. Freilich vollständig zu schweigen, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen und so theilte doch dann und wann eine Dame im leiseren Flüstertone der Nachbarin ihre Empfindungen mit. Man hatte ja beschlossen, einen männlichen Geist zu zitiern, und wahrscheinlich traute man einem solchen so viel Galanterie zu, daß er nicht wegen solch' verzeihlicher kleiner Verstöße gegen die Beschränkungsregel einen ganzen Damenklub vergebens auf sein Erscheinen warten ließe. Die Hände der Teilnehmerinnen waren zu einer magischen Reize vereinigt, und aller Gesichter drückten eine ängstlich-neugierige Spannung aus.

„Ich fühle schon ein leises Zucken in der Hand!“ wisperte eden Fräulein Bempelmaier ihrer Freundin Helene ins Ohr. Mit gedämpfter Stimme entgegnete dieselbe, sie habe etwas wie ein Beben über ihr Gesicht gespürt, eine Bemerkung, welche die nebenstehende rheumatische Handarbeitslehrerin, Fräulein Zoppen, zu der ängstlichen Frage veranlaßte, ob auch hinter ihr das Fenster nicht offen ließe.

Fräulein Schnippis, welcher selber keiner der Männer auf dieser öffen Welt die Hand gereicht hatte, behauptete gar, eben habe ihr eine Männerhand die hageren Finger gedrückt und gleich darauf wolle sie einen geisterhaften Kuß empfangen haben, aber das ungläubige Lächeln ringsum zeigte, daß man einem Geiste doch einen besseren Geschmack zutraute.

Am meisten aber „fühlte“ die dicke Mehgermeisterwitwe, Frau Euphrosine Hapfel, aber dieses Gefühl hatte weniger Aehnlichkeit mit einer geisterhaften Berührung, als wie mit dem Stiche eines kleinen, unangenehmen Insektes, und sie hätte gerne die Hände zu etwas ganz anderem bemagt, als wie zum Bilden der magischen Reize.

Aber tapfer hielt sie in der Weisheit aus, sollte sie doch heute Abend vermittlest des klopfnen Tisches sich mit ihrem Manne, dem verstorbenen reichen Schweineameger Balzar Hapfel, unterhalten können! Man hatte liebenswürdig ihr, als der Aeltesten, die erste Frage an die Geisteswelt gestattet, und sie hatte gar manches auf dem Herzen, was sie ihren seligen Balzer noch fragen wollte.

„Nur die Hände ruhig halten, nicht sprechen, das magische Fluidum umgiebt uns schon!“ mahnte die Leiterin der Sitzung und Frau Euphrosine saß regungslos, obwohl ihr kleiner Quälgelch eben sehr lebhaft geworden war.

Nach einer kleinen Weile erklärte die Dame, welche sich auf den Umgang mit der Geisteswelt verstand, mit feierlicher Stimme, die Stunde sei da, sie fühle, der Geist, der Schweineameger selig, sei in der Nähe, und dessen Wittwe, Frau Euphrosine, möge ihn anrufen.

Ein Gruseln überließ alle Anwesenden, die Herzen schlugen lauter, als Frau Hapfel nun mit etwas männlicher Stimme die geistlichen Worte rief:

„Balzer, bist Du hier? So lasse doch den Tisch dreimal klopfen!“ Ge-spannte Erwartung — aber der böse Tisch räufte sich nicht.

„Sie müssen etwas lauter rufen!“ rieferte Fräulein Bempelmaier, und nochmals frag die Wittve mit einer Stimme, welche unheimlich in der leeren Wohnung widerhallte: „Balzer, bist Du hier?“

Da — welches Entsetzen — dort in der Ecke begann ein unsichtbarer Jemand sich zu regen, man hörte auch ein schauerliches Pusten und Arabeln. Ein Flüstern durchließ die Versammlung: „Er kommt!“

„Balzer, bist Du hier?“ rief die Wittve nochmals mit halb erstickter, bebender Stimme, und dumpfer erscholl nur die geisterhafte Antwort: „Jo, hier — Gott verbeppel, ich glaub' er em' Wandhschrank!“

Und zugleich flog die Schrankthüre auf und in dem Dunkeln zeigte sich schattenhaft — eine schwarze Männergestalt! Jetzt aber war es mit dem Mische der Spiritisten aus, ein lauter Angst- und Schredensruf erschall: „Hu, der Geist! Dr Geist! Der verstorbene Hapfel!“ und Hals und Kopf strüzen alle zur Thüre hinaus. Auch Frau Euphrosine befand sich in voller Flucht vor ihrem „Seligen“.

Der aus seinem Rausche erwachte Geist aber entstieg dem Wandhschrank, schaute sich mit trübem, verwunderten Augen in dem leeren Zimmer um und stelperte dann in einer Gangart, die mit gespenstischem Schwaben nichts gemein hat, die Treppe hinunter. Die leere Cognacflasche in der Hand, trockelte er jetzt in wunderbaren magischen Kreisen hinaus auf die Straße. Droben aber im vierten Stode stand gleich darauf Herr Bempelmaier inmitten einer aufgeregten Damenschaafe vor dem Wandhschrank und hörte kopfschüttelnd die unheimliche Geschichte an, welche ihm seine Tochter Minchen erzählte.

„Siehst Du, Du ungläubiger Papa,“ schloß dieselbe ihre Rede, „siehst Du, es giebt noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unferer Schulweisheit sich träumen läßt!“

Nun hatte sich Bempelmaiers Schulweisheit zwar nie träumen lassen, aber sein Anblick woh ein ein tiefsinnigeren Ausdruck an, als er nun sprach:

„Bei Gott, sonderbar! Soll' mer so etwas für möglich halte? Ich hab' doch den Wandhschrank selbst zugemacht und jetzt steht er offe! Wunderlich! ... Und eins wunderd mich ganz besonders! Welche die Dame nichts? Der Geist hat furchtbar nach Cognac gerochet!“

Da aber unterbrach ihn die Frau Hapfel empört:

„Herr Bempelmaier, Sie have sich gar nit um den Geruch vom mein' Seligen zu kümmern! Verstande?“

„Blon-Blon“

Blon-Blon war der Spitzname, unter dem der Prinz Napoleon Joseph, Vetter des Kaisers Napoleon III., nicht nur den Pariser, sondern in ganz Europa bekannt war. Auch die deutsche Kriegspresse von 1870—71 hat sich des in der Pariser Witzpresse üblichen Spottnamens bemächtigt und sang von dem Prinzen Blon-Blon, der zu Helldenthalen in jenem Kriege keine Gelegenheit mehr fand und nur einen vergeblichen Versuch machte, von seinem Schwiegervater Viktor Emanuel militärische Hilfe gegen Deutschland zu erlangen, die grausamen Verse: „Giltigt loh' er mit Clothiden, um Reservelcorps zu bilden.“ Schon damals fragte man vergeblich nach der Herkunft und dem tieferen Sinne des Spitznamens Blon-Blon. Die Deutung, die man wohl hörte, daß durch den Gleichklang mit plomb (Blei) die kriegerischen Fähigkeiten des Prinzen verpöppet werden sollten, ist nicht sehr überzeugend; aber immerhin gewöhnte man sich daran, mit dem Wort die Vorstellung eines Mannes zu verbinden, der statt der Thaten große Worte macht.

Neulich hat sich diese Sinnbedeutung jedenfalls bei den Pariser, die nach dem Manifest, mit dem der Prinz im Januar 1883 sich als Erbprinze der napoleonischen Herrschaftsansprüche erklärte, das Zeitwort Blonplonner bildeten, was soviel bedeutet wie: blinden Lärm machen. Nun scheint es aber nach unanfechtbaren Urkunden, daß dem Namen Blon-Blon diese spöttliche Beziehung auf den Charakter und die Thaten des Prinzen Napoleon ursprünglich gar nicht anhaftete, sondern erst nachträglich beigelegt worden ist, ja, daß der Name nach seiner Entstehung überhaupt kein Spitzname gewesen ist, den politische Gegner oder die Pariser Presse erfunden haben, sondern ein in der Familie des Prinzen gebräuchter Rosenname.

Blon-Blon hatte nämlich einen älteren Bruder Jerome Napoleon, der 1847 gestorben ist und gleich jenem aus der zweiten Ehe des Königs von Westfalen mit der Prinzessin Katharine von Württemberg entstammte. Von diesem 1814 geborenen Sohne, der mit seinen Eltern nach dem Sturz des Kaiserreiches in Rom lebte, spricht die Mutter in einem Briefe vom 13. Dezember 1828 an die Gräfin Potodowa-Wonowitz, die mit ihrer Tochter Natalie im Jahre zuvor in Rom gewesen war und nun deren Verlobung ihren dortigen Freunden angezeigt hatte, und schreibt: „Meine Kinder werden immer größer. Blon Blon, als ich ihm den Treubruch seiner Schönen angezeigt, wurde erst roth, dann sagte er mit Verachtung: „Gut, es ist alled!“ So führte also der damals 14-jährige Anabe im Familienkreise den später bei seinem jüngeren Bruder zum politischen Spitznamen gewordenen Namen, und es liegt die Vermuthung nahe, daß das Rosenwort Blon-Blon ursprünglich nichts Anderes war als eine kindliche Verhüllung des Namens Napoleon. Wenn dieses Diminutivwort später allgemein dem Prinzen Napoleon Joseph beigelegt wurde, so mag dabei der Umstand mitaewirkt haben, daß dieser sich ganz besonders etwas darauf einbildete, seinem großen Oheim Napoleon I. äußerlich ähnlicher zu sehen, als alle anderen Mitglieder der Familie.

Ein ängstlicher Patient.

„Da Ihr Leiden ein complicirtes ist und die Diagnose besondere Schwierigkeiten bietet, möchte ich noch zwei Kollegen zu einem Colloquium zuziehen.“

Patient: „So? ... Dann darf ich mir, Herr Doctor, wohl aber auch einen Bertheidiger bestellen?“

Das Vergiftmeinnicht.

Eine Wismüdelgeschichte von G. Vedot.

„Na, Trude, das pakt Ihnen wohl so, hier in dem Winkel, was?“ Die Angeredete, die in der äußersten Ecke des großen Apparatenlaales ihren Platz hat, nickt vergnügt mit dem dunkeln Köpfchen.

„Ja, hier möcht' ich immer sitzen, da kann man schön den ganzen Saal beobachten.“

„Ach, lache Käse Sommer, Sie gaudt ja immer nur nach einer Stelle, ich kenne Ihre Augenweide!“ Trude wird puterroth und rümpft das kleine Näschchen.

„Wenn Sie sich nur nicht irren.“

„Nein, ich irre mich nicht, das beweist schon Ihr stieliches Eröbten,“ redt Käse — „er sieht übrigens auch immer zu Ihnen herüber.“

„Er? Wen meinen Sie denn eigentlich? Ich habe keine Ahnung.“

„Na, das ist doch hart! Sie sollten nicht wissen, was der ganze Saal schon mit Vergnügen bemerkt?“

Damit huscht der blonde Kobold nach der anderen Seite hinüber.

Trude ist ganz bestürzt! Ist sie wirklich so unvorsichtig gewesen zu verfallen, für wen sie sich interessirt? Warum sie so schrecklich gern auf's Amt kommt und die freien Sonntage und Festtage geradezu glühend haßt? Es ist doch töstlich, lieber lange Dienststunden mit ihm in einem Raum athmen zu können, ihn zu sehen — seine Stimme zu hören.

Gleich auf den ersten Blick hatte sie ihn lieb gewonnen. Er machte sich nichts aus ihr — sicher nicht. Bisher hat er noch nie eine Unterredung mit ihr angeknüpft, wie er es so gern mit dem anderen Kollegium thut. Es scheint fast, er geht ihr aus dem Wege.

Aber das schadet nichts, sie ist schon zufrieden, wenn sie ihn nur sehen kann.

Wie köstlich er ist! Wunderhübsche braune Augen hat er und einen entzückenden langen Schnurrbart, — goldblond.

Diese Käse Sommer! Ganz recht hat sie sich an seinen Apparat gesetzt. Und nun zischelt sie mit ihm, ordentlich vertraulich. — Wo die den Muth hernimmt!

Trude ertappt sich dabei, daß ihre Blide schon wieder auf verbotenen Terrain weiden, — erschreden fenkt sie die schwarzen Augen.

Käse Sommer kontrollirt indeffen eifrig die Telegramme an dem Hughes-Apparat, den der blonde Beamte bedient.

Zwischen durch erzählt sie ihm tausend lustige Sachen, ihr Mäulchen sieht nicht eine Minute still.

Eben hat sie ihm berichtet, daß Trudchen Dorn glühend roth geworden ist, bloß weil sie seinen Namen genannt hat.

„Ach behahre,“ lacht Schreyer, — „glaub' ich nicht! Sie haben mich zum besten!“

„Nein, wirklich nicht! Sie sind nur zu schüchtern, fassen Sie doch mal Muth und reden Sie das Dornröschen an!“

„Wird mich schon abfallen lassen, hat so ein hochmüthiges Nasel,“ wehrt der Blonde ab. „Der gegenüber bin ich wie ein dummer Schuljunge!“

„Na, dann sind Sie aber eifrig verliebt,“ neckt Käse.

Schreyer seufzt. „Ich glaub's selber, — leider hoffnungslos!“

„Aber gar nicht! Ich sag's Ihnen ja, — knüpfen Sie nur mit ihr an, die heißt nicht!“

„Davor hab' ich keine Angst! — Aber ich, ich beise am Ende zu, sie ist doch zum Pressen niedlich!“

Käse prüfelt vor Vergnügen. „Na, sehr poetisch sind sie gerade nicht veranlagt, Herr Kollege! Bringen Sie ihr lieber mal ein Vergiftmeinnicht-Sträußchen mit, das sind ihre Lieblingsblumen, — ich werd's vermitteln!“

„Halt,“ brummt der Beamte, — „hier ist ein Wort zu wenig, zählen Sie bitte noch mal nach.“

„Ja, beständig Käse,“ nur 8 Worte, — 9 sollen's sein. Die Nummer ist von Dresden gekommen. Ach, famos, da haben Sie gleich Gelegenheit, mit Trudchen anzubäneln. Tanzen Sie nur schnell mal rüber.“

Schreyer bekommt einen rothen Kopf.

„Fragen Sie nur lieber an, Fräulein Sommer!“

„Denk' ich gar nicht dran,“ ereiferte sich die junge Dame, „wä' ja noch schöner! Haben Sie denn gar keine Courage?“

hat ein Wort zu wenig, wollen Sie so freundlich sein und mal nachfragen?“

„Ja,“ isseft Trude fast athemlos vor Herzklappen — wird vor Erregung ungeschickt greift sie mit unsicheren Fingern in die Tasche.

Schreyer lehnt sich leicht an ihren Tisch und blickt in ihr geröthetes Gesichtchen.

Was sie für winzige, rosige Ohren hat. Und so lange, seibige Wimpern. Köstliches volles, dunkelbraunes Haar, leicht gewellt, keine gebräunten Locken, die er nicht leiden mag.

Trude hebt schüchtern die großen schwarzen Augen zu ihm auf.

„Hier, bitte — nun stimmis, der Dresdener hatte die Unterschrift ver-gessen.“

Der Blonde greift nach dem ihm dargebotenen Telegramm, dabei ver-rühren sich unbeschäftigt ihre Hände, verwirrt lassen Beide das Blatt los — es fällt zur Erde. Schnell bilden sich Beide und stoßen mit einem großen Knall mit ihren Köpfen zusammen.

„Ach, Fräulein Trudchen — habe ich Ihnen sehr weh' gethan?“

„Gar nicht, Herr Schreyer — aber ich Ihnen!“

„Gott bewahre, ich habe einen bar-ten Schädel, aber Sie werden morgen eine Beule haben!“

„Schaden nichts,“ lacht Trude — und sich die schmerzenden Stellen mit den Händen trüdend, sehen Sie sich glückselig in die Augen.

Wo er blos ihren Vornamen her-wußte — Trudchen hatte er sie ge-nannt. Er heißt Mar. Käse Som-mer hat es ihr gesagt. Die weiß Alles.

Den nächsten Morgen kommt Trude richtig mit einer blauen Beule an der Stirn zum Dienst.

Sa, ger, der auf ihr Eintreten gewartet zu haben scheint, stürzt sie sofort entzogen.

„Ach, um Himmelswillen, Fräulein Trudchen,“ ruft er entsetzt, „da hab' ich Ihnen ein nettes Vergiftmeinnicht applirt. Nun werden Sie mir wohl gram sein!“

„Behahre,“ lachte Trude verlegen, — im Gegentheil!“

„Im Gegentheil?“ fragt der Blonde mit einem warmen Blick in die leuchtenden schwarzen Augensterne. Diese senten sich in töstlicher Verlegenheit.

„Ach, das wollt' ich gar nicht ja-gen!“

„Aber Sie haben's doch gesagt, Fräulein Trudchen! Können Sie mich wirklich ein bisschen leiden?“

Trude nickt verwirrt und läuft schnell an ihren Apparat.

Natürlich muß sich Schreyer des Besten erkundigen, ob die Stirn sehr schmerzt. Es entwickelt sich von Platz zu Platz eine Augengeographie, die an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig läßt.

Nach Dienstschluß findet es der junge Mann auch für dringend nöthig, Fräulein Dorn nach Hause zu begleiten, und — natürlich ganz zufällig — trifft sich von nun an das Pärchen auch gewöhnlich des Morgens. Nach einiger Zeit meint Schreyer, es sei doch wohl geboten, daß er sich bei Frau Dorn persönlich vorstelle, um sie um Entschuldigung zu bitten, daß er ihr Töchterchen verun-zert habe.

Er findet freundliche Aufnahme in der Familie, in der er sich bald heimlich fühlt.

Eines Sonntagsvormittags, als er sich zu einer gemeinsamen Landpartie nach Schmöditz eines früher als verabredet einfindet, ist er unmerklich Zeuge einer Unterredung zwischen Mutter und Tochter.

„Ja, ja,“ meint Frau Dorn, „ich mag ihn ja auch gern, Kind! Wenn er es nur ehrlich meint, ich halte nichts von Liebchaften ohne reelle Köstcht.“

„Ach, Mutter,“ lacht Trude frohlich auf, „er ist brav wie der Mar im „Freischütz“, glaub's nur!“

Da hält der brave Mar noch zur selben Stunde feierlichst um Trud-chens Hand an, und am nächsten Tage stellen sich die Verlobten den Kollegen und Kolleginnen als glückliches Braut-paar vor.

Niemand freut sich mehr als Käse Sommer.

„Na,“ sagt sie lachend, „wenn die das Schicksal nicht mit den Köpfen zusammengestochen hätte, die wären nie zusammengelommen!“

Die Klatschdame.

„Mir hat die Frau Amtmann auch die Geschichte erzählt: aber ich mußte ihr feierlich versprechen, Niemandem davon etwas zu sagen!“

„Ja, das verlangt sie immer, damit sie's ganz allein weiter erzählen kann!“

Boshaft.

Dramatiker: „Wann sehen Sie die Premiere meines Stückes an?“

Director: „Sie könnte sofort sein, denn zu lernen hätten die Schauspieler blutwenig.“

Der boshafte Entel.

Badfisch: „Ach, Entelchen, bitte, sage mir eine recht originelle Ueberschrift für meine Gedankensplitter!“

Entel: „Wie wä'r's mit „Grünspan“?“